



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rokokostudien : 3. Das L´Hombre

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Rokokostudien

### 3. Das L'Hombre

Werthgeschätzter Gönner!



ie können mir heute ein sonderbares Merkmal von Dero Bewogenheit blicken lassen, wenn ich dessen nicht ganz unwürdig bin. Ein Schälgen Kaffee und mein Lombertisch erwartet um fünf Uhr Dero Gegenwart in meinem Zimmer. Dero angenehmes Wesen und artiger Umgang macht Ihnen alle diejenigen verbindlich, die einmal mit Ihnen zu sprechen das Glück haben. Ich kann versichern, daß ich auch aus dieser Zahl bin und mir eine Ehre daraus machen werde, wenn Sie um bestimmte Zeit Ihren Zuspruch gönnen Dero ergebenstem

N. N.

Diese Form einer Einladung bietet Gottsched in seinen „Bemühtigen Tadlerinnen“ als Muster einfacher und gefälliger deutscher Schreibweise. Es kam ihm darauf an, zu zeigen, daß auch ohne die modische Verbrämung mit französischem Redezierat die Muttersprache des zierlichen Ausdrucks, wie ihn die wichtige Veranlassung erforderte, recht wohl fähig sei.

Der junge Sprachmeister, der sich eben erst vor den Fingarmen preussischer Werber aus Königsberg nach dem artigen und galanten Leipzig gerettet hatte, that mit dieser Stilprobe einen glücklichen Griff in das volle Gesellschaftsleben seiner Zeit und besonders der Stadt, die ihm die zweite Heimat werden, in der er die Tage höchsten Ruhmes, aber auch schnöder Vergessenheit durchkosten sollte. Das Verdienst, eine Aufforderung zum L'Hombre als Gegenstand sprachlicher Belehrung gewählt zu haben, muß ihm umso höher angerechnet werden, als er persönlich ein erklärter Gegner des Kartenspiels war. Er bezeichnete es einmal „als ein Überbleibsel von den ungereimten Einfällen der alten Gothen, Celten und Langobarden, dessen wir uns heute billig schämen sollten.“ Gleichwohl hat er sich überwunden und den Neigungen seiner Zeit Rechnung getragen. Der Spieltisch hatte nun einmal für das gesellige Leben des achtzehnten Jahrhunderts einen Zauber, an dessen Kraft der grillige Widerspruch des Einzelnen nicht zu rütteln vermochte. „Hunderttausend Eitelkeiten wählt die Welt zum Zeitvertreib,“ beginnt ein vielgesungenes Lied jener Tage. Unter diesen Eitelkeiten nahmen die Kartenblätter die erste Stelle ein.

Die ausgesprochene Spiellust und ihren Einfluß auf die gesellige Kultur der Zeit kann der nicht unbeachtet lassen, der dem Tagewerke des Kokoko seine Aufmerksamkeit zuwendet. Der jüngste Darsteller dieser Zeit, Alwin Schulz, hat in seinem Buche: „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts“ dieser für die Frauenwelt so wichtigen Erscheinung entschieden zu geringes Gewicht beigelegt. „Weniger interessieren uns die Kartenspiele der Zeit,“ bemerkt er und widmet ihnen nur wenige Zeilen. Eine eingehendere Betrachtung wird zeigen, daß die Eigentümlichkeiten der Zeit auch in der Pflege des Spieles anschaulich hervortreten. Der Versuch, die Bedeutung der bunten Blätter für das Gesellschaftsleben des Kokoko ins Auge zu fassen, wird daher nicht als ein Raub an der Hoheit kulturgeschichtlicher Forschung erscheinen.

Zahlreiche Zeugnisse von begeisterten Verehrern, mehr noch die vergeblichen Angriffe mürrischer Gegner beweisen, daß die Kartenspiele unter den Alltagsbelustigungen der Zeit eine geradezu herrschende Stellung einnahmen. Ganz abgesehen von der umfangreichen rein technischen Litteratur, durch die die Wissenschaft des Spieles ihre Ausbildung fand, spiegelt sich auch in den verschiedenartigsten Äußerungen die Teilnahme, die man ihnen entgegenbrachte, die übertriebene Wichtigkeit, die man ihnen beilegte. Goethes Aussage darf hierbei ganz besonders in die Wagschale gelegt werden. Als er 1765 nach Leipzig kam, ließen sich freundliche Gönnerinnen angelegen sein, mehrere ihrer Auffassung nach sehr auffällige Lücken der galanten Bildung ihres Schützlings auszufüllen. Besonders dringlich erschien es ihnen, ihn in die Geheimnisse der beliebtesten Kartenspiele einzuweihen. „Sie lehrten mich — erzählt der Dichter — Piquet und L’Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntnis und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.“ Ohne jemals ein vollkommener und leidenschaftlicher Spieler zu werden — er nahm nur den Spielsinn, nicht den Spielgeist für sich in Anspruch — hat sich Goethe von da an eine weite und milde Auffassung des Kartenspiels und seiner Bedeutung für das gesellige Leben bewahrt. Er geht sogar so weit, zu erklären, daß ohne Kartenspiel „eine gewisse allgemeine Geselligkeit“ gar nicht mehr denkbar sei.

Eine ganze Reihe von Kartenspielen war in der Kokokozeit dazu berufen, müßigen Stunden Flügel zu leihen und ein tändelndes Geschlecht über die Leere des Daseins hinwegzutäuschen. Ihre Zahl war groß genug, um den verschiedensten Neigungen gerecht zu werden.

Soll mich ein Kartenspiel ergözen,  
 So ist es das Passarowiz.  
 Da pflegt es manche Lust zu setzen,  
 Da nehm ich willig Theil und Sitz.  
 Ich wüßte mir zum Zeitvertreiben  
 Kein besser Spielchen zu verschreiben

lautet das Bekenntnis des einen. Ein anderer flieht den größern geselligen Kreis und zieht es vor, sich in der Einsamkeit mit der Erkorenen an einem Spiele zu erfreuen, dessen Honneurs mit Küßchen eingelöst werden.

Komm, Kindchen, laß uns Rummel spielen,  
 Komm mit mir unter jenen Baum,  
 Wir finden dort im grünen Kühlen  
 Dazu den besten Platz und Raum.  
 Dort wollen wir zum Zeitvertreiben  
 Ein Stündchen bei einander bleiben.

Aber alle Spiele überragt an Herrlichkeit das „königliche“ L'Hombre. Ohne Übertreibung konnte Zachariae von „des Lombers weitem Reiche“ singen. Es ist das Modenspiel des Jahrhunderts, in dessen Kultus die Spielfreude die vollste Befriedigung fand. Schon 1708 läßt der Verfasser der Vorrede zu dem Hamburger Spielbuche, das, immer von neuem aufgelegt, die Theorie des Spieles behandelte, niemand mehr als „galant passiren, der selbiges nicht wisse.“ In seinem Preise versuchen sich die witzigsten Geister der Zeit, die ernste Wissenschaft findet in ihm anziehenden Stoff zu scharfsinnigen Berechnungen. „Sein Reiz — heißt es 1788 in einer philosophischen Abhandlung über das L'Hombre — fesselt den Königssohn und die Prinzessin im vergoldeten Zimmer so sehr als den schmutzigen Schreiber mit der Feder hinter dem Ohre in der rauchigten Amtsstube in der Gesellschaft eines hungrigen Vikars auf dem Lande.“ Der Mittelpunkt, der Altar dieses Kultus, ist der vielgenannte Lombertisch, ein unentbehrliches Hausgerät, eine Heimstätte geschäftigen Müßigganges. „Ist ein kleiner niedriger und dreieckiger meistens mit Tuch beschlagener und mit drei Beuteln versehener Tisch, worauf man Lomber zu spielen pfllegt.“

Der Name des L'Hombre (Hombre Mensch, Mann) weist nach dem fernen Süden. Spanien ist sein Heimatland. Mit großer Gründlichkeit, zugleich auch mit erfreulicher Kürze hat Gustav Schwetschke, ein feiner Kenner und begeisterter Verehrer des L'Hombre, die Schicksale des Spieles dargestellt. (Geschichte des L'Hombre. Halle, 1863.) Schon im fünfzehnten Jahrhundert sollen sich die Spanier an den Feinheiten des Spiels erfreut haben. Für die gesellschaftliche Kultur des Abendlandes wird es erst bedeutungsvoll, als es den Weg über die Pyrenäen genommen und in Paris und Versailles Aufnahme gefunden hatte. Nach der wahrscheinlichsten Annahme brachte Maria Theresia, die Tochter Philipps IV., als Gattin Ludwigs XIV. ihrer neuen Heimat das L'Hombre als Morgengabe mit. Da das Spiel rasch Gönner und Gönnerinnen fand, machte sich bald das Bedürfnis eines Leitfadens, einer Kodifikation der Spielregeln geltend. In den siebziger Jahren erschien der erste L'Hombretraktat in Paris unter dem stolzen Titel: Le Royal Jeu de l'Hombre. Er ist der Ahnherr aller spätern L'Hombreschriften. Bezeichnend ist es, daß er

die Form eines Schreibens trägt, das an eine nach Kenntnis des Spiels gelustige Dame gerichtet ist. Die Neigung der Frauen also, die diesem Spiele den höchsten Glanz verleihen sollte, findet gleich beim Beginne der Litteratur ihren Ausdruck.

Es empfiehlt sich aus dieser Lehrschrift das hervorzuheben, was zum Verständnis litterarischer Schöpfungen nötig ist, die bei ihren Lesern die Kenntnis des Spieles zur Voraussetzung hatten. (Man denke an Pope's *The Rape of the Lock* und an Zachariaes komische Heldengedichte.) Die Karte, mit der gespielt wird, ist die französische. Durch Weglegen der Achten, Neunen und Zehnen werden ihre zweiundfünfzig Blätter auf vierzig vermindert. Die Zahl der Spieler ist drei, jeder erhält neun Karten. Wer nicht Solo (*Sans prendre*) spielen will, kann von seinen Karten nach Belieben weglegen und von den übrig gebliebenen dreizehn sich andre nehmen. Die Namen der drei höchsten Trümpfe, die am häufigsten erwähnt werden, sind *Espadille* (*Spadille*), *Manille* und *Basta*. Der erste und der dritte *Matador* sind fest bestimmt: *Espadille* ist das *As* in *Pique*, *Basta* das *As* in *Trèfle*. Die *Manille* wechselt nach der Farbe des Spiels: es ist die Zwei in *Carreau* und *Coeur*, die Sieben in *Pique* und *Trèfle*. Der Spieler führt den Namen *L'Hombre*. Er muß, um sein Spiel zu gewinnen, fünf Stiche machen, nur vier, wenn es ihm gelingt, die Stiche seiner Gegner so zu teilen, daß der eine drei, der andre zwei erhält. Im Laufe der Zeit versuchen sich erfinderische Geister in Neugestaltungen des Spieles; die Zahl der Teilnehmer wird vermehrt, man spielt zu Vieren (*Quadrille*), auch zu Fünfen (*Cinquille*).

Die Spielweise am Hofe Ludwigs XIV. konnte die spanische Herkunft des Spieles nicht verleugnen. Es trägt hier noch den Charakter steifer *Grandezza*. Der Verfasser des *Royal Jeu de L'Hombre* hebt besonders hervor: *Il y a des jeux où l'on badine et quelque fois de bonne grâce, mais il s'en faut bien garder à L'Hombre et la gravité y sied bien*. Gerade diese Gravität, die die Grazien des Scherzes und der heitern Unterhaltung von dem Spieltische verschlechte, stimmte zu der Steifheit und Langenweile, die besonders in der letzten Zeit des *Roy Soleil* wie ein Alp auf der Gesellschaft des französischen Hofes lastete. „Ein Spiel, wobey man lachen und reden kan, würde hir sehr veracht werden“ berichtet die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans in die Heimat. Das pfälzer Naturkind konnte sich in dem öden Glanze von Versailles nie recht eingewöhnen. Für ihr lebhaftes Unterhaltungsbedürfnis fand sie unter den Menschen des Hofes, deren Muße sich zwischen Theater und endlosem Spiele teilte, keine verwandte Seele. Das Spiel zog sie wenig an. Sie beschränkte sich auf die Rolle der Zuschauerin. Dabei erregte sie noch Anstoß bei Monsieur, ihrem grilligen Gemahl, der nach echtem Spieleraberglauben Unglück fürchtete, wenn sie bei ihm stand. In ihrer Vereinsamung fühlt sie Trost in dem Verkehr mit den Lieben ihrer Heimat. Thnen schüttet

sie ihr Herz aus. Oft gedenkt sie des leidigen Spieles, in dessen Banne sie ihre Umgebung sieht. Fertigkeit im Spiel ist der Maßstab, nach dem hier Menschenwert gemessen wird. „Spielt er brav, heißt es von einem jungen Manne, so wird man merveille aus ihm machen, den das ist eine von den größten perfectionen izarder zeiten.“ Wer nicht spielt, muß sich ins Gesicht sagen lassen, daß er zu nichts nütze sei. Besonders häufige Erwähnung findet das L’Hombre. „L’ombre ist sehr à la mode hier, man spielt nichts als landsknecht und l’ombre hier im landt.“ Freilich erscheint es nicht in günstigem Lichte. Nie hat es die Herzogin ohne Zank spielen sehen. In Ehrenhändeln fand es sogar seine Fortsetzung. Daß aber auch die Schreiberin sich nicht entschließen kann, das Spiel als gemüthliche Unterhaltung anzusehen, lehrt eine sehr offene Äußerung: „Was vor einen spaß kan der Duc de Schomberg haben, mit seinen eignen kindern lombre zu spielen? Das ist, als wen man mit der rechten hand gegen der linken spielt, blutlangweilig.“

Im achtzehnten Jahrhundert wendete sich die Gunst der französischen Gesellschaft von dem L’Hombre allmählich ab. Was es dort an Ansehen verlor, gewann es in Deutschland doppelt wieder. Nachdem es hier gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wie andre französische Moden Eingang gefunden hatte, entfaltete das Spiel erst alle die Reize, die es zum erklärten Lieblinge des Kokoko machten. Das freiere gesellschaftliche Leben nahm ihm das Gepräge vornehmer, wortkarger Steifheit und drückte ihm den Stempel der Anmut und Zierlichkeit auf. Bald gilt es als „eines der sinnreichsten und lustigsten Kartenspiele.“ Im Jahre 1695 erschien in Halle die Übersetzung des französischen L’Hombretraktates und machte vielen Lernlustigen die Herrlichkeit des Spieles zugänglich. Daß gerade in Halle die Übersetzung des französischen Lehrbuches erschien, ist wohl nicht zufällig. In den Kreisen der akademischen Lehrer und Hörer erwarb sich das Spiel schnell warme Freunde. Auch Thomasius, der Freund weltmännischer Bildung, war ihm hold gesinnt. Aber die Durchbildung des L’Hombre zur gefälligen und artigen Kunst darf schwerlich auf die Rechnung der Hallischen Studenten gesetzt werden. Ihre Umgangsformen standen wie die der Senaer nicht im besten Rufe. Auf sie wird die Schilderung passen, die der Hirschberger Konrektor Stoppe, der unermüdliche Sänger des Tabaks und des Kaffees, von den L’Hombrestudien des freien Burschen entworfen hat:

Man findet zwar auch bei Studenten zuweilen Arbeit, Müß und Fleiß.

Da lernen sie im Lomberkärtgen, daß ihren Eltern selbst der Schweiß

Defswegen zu entgegen pflegt: denn wenn die Söhne sich erhizen

Und mancher heißes Wasser schwitzt, da muß der Vater Thaler schwitzen.

Der hier von Stoppes kongenialer Muse besungene Eifer der akademischen Jugend zeugt zwar von der Beliebtheit, deren sich das Spiel auch in der Studentenkeiße erfreute; aber als besonders charakteristisch für die Zeit kann

es nicht betrachtet werden. Erst dadurch, daß die L'Hombrekarte in zierlichen Frauenhänden allgemeines Ansehen erlangte und sich lange Zeit hindurch bewahrte, erhält das Spiel für das gesellige Leben der Kokowelt seinen Zauber. Seine Kenntnis wird bald zu den unerläßlichen Forderungen weiblicher galanter Bildung in den tonangebenden Kreisen des Adels und des Bürgertums gerechnet. Daß unter diesen meist frühzeitig betriebenen L'Hombrestudien die Ausbildung häuslicher Tugend vielfach zu kurz kam, ist eine oft wiederkehrende Klage. „An die Kunst, hauszuhalten — heißt es einmal bei Gottsched — war ohnedem bei solchen Kindern nicht zu denken, die bei einer Tasse Kaffee, einem Spiegel und der Lomberkarte erzogen waren.“ Die durch die Kunst des L'Hombre erst in den Vollbesitz modischer Bildung gelangten Dämchen glaubten mit Geringschätzung auf alle die hinabblicken zu können, die in einem ihrer Auffassung nach simplen Tagewerk ohne galantes Spiel ein glanz- und reizloses Dasein führten. Wie rümpfte man das Näschchen über die vom Schimmer der Galanterie nicht verklärten einfachen schlesischen Mädchen. Man hielt sich über ihren Gesang auf, man spottete über ihren Mangel an Grazie beim Tanzen, man lachte darüber, daß sie feuerrot würden, „wenn sie ein Mäulgen gäben,“ das vernichtendste Urteil glaubte man aber über sie zu sprechen, wenn man ihnen vorwarf:

Sie würden sans profit das L'ombre-Tischgen drücken.

Ihr Landsmann Stoppe nahm sich der Verlästerten ritterlich an. Zur Freude gewiß mancher tüchtigen Mutter rief er den düffelhaften Bierpüppchen zu:

D lernt ein Mädgen erst genaue Wirthschaft treiben,  
So läßt sie von sich selbst die eitten Poffen bleiben.  
Denn Wirthschaft überwiegt Bassot und L'ombre-Spiel,  
Wenn man auf einen Saß auch zehnumal Solo machte.

Doch durch solche banausische Bedenken ließen sich höherstrebende Geister nicht schrecken. Die L'Hombrekarten erwiesen sich bei den geselligen Zusammenkünften der Frauen schnell als unentbehrlich. Daß muntere Reden die Arbeit begleiteten, versteht sich von selbst. Gerade in der Zeit, wo der Trank der Levante als neues Kulturelement seine erregende und geselligende Macht auf Männer und Frauen ausübte, erhielten diese traulichen Zusammenkünfte erhöhten Reiz. Wie sich bei den Männern „Knaster, Pfeifen und Fidibus“ gern zum Mokka gesellen, so erscheint bei den Frauen die Verbindung der Kaffeekanne und der L'Hombrekarte als ganz natürlich. Die in Amaranthes Frauenzimmerlexikon (1715) aufgestellte Definition des Kaffeekränzchens hebt diese beiden Seiten scharf hervor: „Eine tägliche oder wöchentliche Zusammenkunft und Versammlung einiger vertrauter Frauenzimmer, welche nach der Reihe herumgeht, worbey sie sich mit Caffee trinken und L'ombre-Spiel divertiren und ergötzen.“

Hatte die Vereinigung die Form des Dreibundes, so war die ursprüngliche Spielweise des L'Hombre von selbst geboten. Für weitere Zusammensetzungen treten dann die Quadrille und Cinquille ein, sodaß allen die Beteiligung ermöglicht war.

Einen Kreis spiellustiger Frauen führt Picanders Schauspiel „Der akademische Schlendrian“ (1726) anschaulich vor. Ein junges Mädchen, eine überbürdete „höhere Tochter“ des Kokoko, berichtet über ihre Morgenbeschäftigung. Von acht bis neun Uhr hat sie beim französischen Sprachmeister den ersten französischen Brief schreiben lernen, von neun bis zehn Uhr hat sie am Klavier geübt und eine neue Arie eingeübt, die in ihr „Arien-Buch“ geschrieben werden soll. Von zehn bis elf Uhr ist sie in die Schönheiten der deutschen Poesie eingeführt worden. Mit einer Tanzstunde hat der Vormittagsunterricht sein Ende erreicht. „Hernach, so fährt sie fort, haben wir gegessen und nach Tische habe ich mit der Mama Rommel-Biquet gespielt. Jetzt hat sie sich ein bißgen niedergelegt und hält Mittagsruhe.“ Auf die Frage, ob Mama am Nachmittage nicht „besuchen fahren“ werde, erwidert sie: „Ja! die Frau Wohlgemuthin hat sie in den Garten bitten lassen; der Strick-Strumpf liegt schon fertig. Sie wird aber wohl nicht viel machen können, denn ich hörte bey der Einladung von Cinquille reden.“

Für diese Spiellust der Frauen war auch ein besondrer Posten in den Haushaltplan eingestellt, das Spielgeld, dessen oft gedacht wird. Es ist das den Frauen zu freier Verfügung überlassene Taschengeld. Nach Stand und Denkweise des Ehemannes ist es sehr verschieden bemessen. Aus der Jahresrechnung eines Hamburger Geldprozen bringt der „Hamburger Patriot“ einmal folgende Auszüge:

Nach ihm [dem Sohne] zu seinem Plaisir, wenn er in Compagnie gehet und l'ombro spielt . . .	100 M.
Zu l'ombro verspielt . . . . .	450 „
Den 8. September meiner Frau Spielgeld gegeben . . .	350 „

Ein so beneidenswertes Loos wurde aber nur wenigen Frauen zu teil. In den „Bernünftigen Tadlerinnen“ klagt eine junge Frau in einem beweglichen Schreiben über den Geiz ihres Ehemannes. Sie erhalte von dem tyrannischen Filz nur 10 Rthl. Spielgeld im Monat; mit einer solchen Bagatelle könne sie doch unmöglich auskommen. In den sechs Wochen ihres Ehefrühlings habe sie schon 5 Rthl. zusehen müssen. Obwohl das Spielgeld nicht immer dem Zwecke geopfert wurde, auf den sein Name deutet, so wurde es doch von der Modedame mit Vorliebe in den Dienst des L'Hombrekultus gestellt. „Ein unglücklicher Nachmittag am Lombertische bringt die liebenswürdigste Hand um alles Spielgeld,“ heißt es in einer „Strohkranzrede“ Gellerts. „Die Bernünftigen Tadlerinnen“ und Gellert deuten auf Leipzig; natürlich zielen ihre Bemerkungen auf ihre liebenswürdigen Mitbürgerinnen. Auch als eifrige

Spielerinnen rechtfertigten die Leipziger Schönen den Weltruf ihrer Artigkeit. „Kömmt es zum Spielen, mein Gott, was ist das wieder für eine Arbeit! Kein Mensch sollte denken, daß diese Verrichtung eine Zeitkürzung sei: nein, unsere Leipzigerinnen treiben es so weit, als wenn sie ihr Brod damit verdienen wollten.“ Ein Teil folgte dabei der Mode, die Kenntniß und Pflege des Spiels nun einmal gebieterisch verlangte, andre verschrieben sich dem Spiele aus wahrer Herzenslust mit Leib und Seele. Solche lomberefreundliche Schwärmerinnen zieht Philander von der Linde in seiner Satire „Wider die weiblichen Mängel“ durch die Hechel:

So geht kein Abend hin,  
 Sie wandert denn einmal zu ihrer Nachbarin.  
 Da liegen jeder Zeit die Karten auf dem Tische  
 Wohl hundertmal gemengt, die Marken und die Fische  
 Sind richtig abgezählt, man zieht drei Blätter raus  
 Und theilet gleich darauf die Stellen richtig aus.  
 Allein wie klaget man, wenn mit vier Matadoren  
 Und noch drei Königen\*) das Solo geht verloren.  
 Das heißt ein Ungelück, dergleichen wohl gewiß  
 Nicht einem widerfährt in zwanzig Seculis.

Aber so angenehm auch das L'Hombrespiel in dem Alltagsleben der Frauen die Stunden der bei vielen sehr reichlich bemessenen Muße ausfüllte, so mußte es doch den Stempel der Einseitigkeit tragen. Erst durch das Zusammenspiel von Damen und Cavalieren erhielt es die höchste Weihe. Während sich heute der Kartenkultus in der Hauptsache auf die Männerwelt beschränkt und hier dem Moloch des Biertisches und der Vereinsmeierei seine Opfer bringt, bildete er in der Rokokozeit den natürlichen Berührungspunkt in dem Verkehr beider Geschlechter. Vielen, die dem Spiele selbst keinen großen Geschmack abgewinnen konnten, boten die gesellschaftlichen Vorteile, die es seinen Jüngern versprach, den Antrieb, es zu lernen. Manchen, den die bunten Blätter gleichgiltig ließen, fesselte der Zauber weiblicher Anmut an den Spieltisch.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern  
 An dem Spieltisch hältst,  
 Oft so unerträglichen Gesichtern  
 Gegenüberstellst?

fragt sich Goethe verwundert in dem Liede „An Belinde.“ Die galanten Beziehungen, die sich an dem L'Hombretische so bequem knüpften, gaben zu

\*) Zum Verständnis dieser Stelle diene die Bemerkung des Royal Jeu de L'Hombre (bei Schwetschke S. 104): Il est à remarquer que si les As rouges sont de la Triomphe, ils sont au dessus des Rois, et que s'ils n'en sont point, ils sont au dessous des Valets. Ainsi, Madame, vous voyez que les honneurs de ce monde dependent bien fort du hazard et de la fortune.

läppischen Ausartungen Anlaß, die mit der Würde des Spiels nicht vereinbar waren und mit Recht gerügt wurden. „Der verliebte Amyntas, so äußern sich die „Vernünftigen Tadlerinnen“ entrüstet, spielt mit seiner Amaryllis. Er wirft die besten Trümpfe weg, die er in den Händen hat, er handelt wider alle Regeln des Spiels, nur damit seine Gebieterin das Vergnügen haben möge, sein Geld zu gewinnen. Seine Thorheit ist offenbar, ihre hingegen kann auch leicht entdeckt werden. Amaryllis muß sehr einfältig sein, wenn sie sich in einem Spiel ergehen kann, da ihr Gegenpart muthwillig blind ist.“

Bei größeren geselligen Vereinigungen, den Compagnien oder Assambleen, scharte sich ein großer Teil der Geladenen um die Spieltische, deren verschiedenartige Besetzung das Aussehen der bunten Gesellschaft bestimmte. Da die strenge Form des P'Homme nur drei Spieler kannte, so ergaben sich von selbst zwei Möglichkeiten: entweder spielte eine Dame mit zwei Herren oder ein Herr mit zwei Damen. Die erste Verbindung hatte als Doppelgalanteriespiel besondern Reiz. In dieser Besetzung erscheint der P'Hombrétisch in Popes „Lockenraub.“ Im dritten Gesange widmet der Dichter eine Reihe geschmeidiger Verse der Schilderung eines Solo in Pique, das Belinde, die Heldin des Liebes, gegen zwei Lords siegreich durchführt. Die Verteilung der Karten in den Händen der Spieler läßt sich deutlich erkennen. Das Natürlichste war, daß zwei Paare an dem Spieltische zusammenkamen. Dies macht die große Beliebtheit erklärlich, deren sich das P'Homme zu Vieren, die Quadrille, erfreute.

Bei der Bedeutung des Spiels in dem Rahmen der Gesellschaftsfreuden des Kokoko mußte die im Eifer des Spiels leicht gefährdete Wahrung artiger Formen ein besonders erfreuliches Merkmal des vollkommenen Gesellschaftsmenschen bilden. Der gute Ton am Spieltisch erscheint daher als ein wichtiges Kapitel in den der Beförderung galanten Benehmens gewidmeten Lehrbüchern der Zeit. Joh. Chr. Barths Galante Ethica giebt eine Reihe von Winken, die zum Teil auch heute noch sehr beherzigenswert sind. „Wer sich in Assemblée begeben will, heißt es hier, muß entweder eine galante Geschicklichkeit im Tanzen oder einen reichen Beutel im Spielen zeigen; besitzt er beydes, desto besser, vermag er aber von beyden nichts, so will ich lieber rathen, daß er davon bleibe und einen andern, der es besser kann, dran lasse.“ Für viele war die Aussicht, durch Geschicklichkeit im Spiel sich den Weg zur Gunst eines Patrons oder einer Patronin zu bahnen, ein mächtiger Sporn. Bei der Schilderung des ehrgeizigen Studenten, des Strebers, der sich zum weltmännischen Mustermenschen ausbilden will, hebt Thomasius diesen Zug besonders hervor. „Dem Spielen ist er nicht sehr ergeben, wiewohl er alle Spiele leicht begreift, auch fast alle Spiele kann, damit er sich bei großen Herren oder Frauen dadurch in Ansehen bringe.“

Als oberstes Spielgesetz stellt Barth die Forderung auf: „Wer spielen will, muß nicht passioniret seyn, und dies ist die Hauptregel.“ Mißmut

bei widrigem Geschick zu zeigen oder sich gar zu Zank und Streit verleiten zu lassen, ist des feinen Mannes unwürdig. „Wer so geartet ist, spiele lieber gar nicht, man muß im Gewinnen und Verlieren eine modeste Bezeigung blicken lassen.“ Für Komplimente, mit denen man eine Einladung annimmt, werden Musterbeispiele aufgestellt. Besonders bemerkenswert und gewiß manchem heutigen Spieler aus der Seele geschrieben sind des Verfassers Äußerungen über das unerquickliche Raisoniren nach dem Spiele. Es sind damit die überflüssigen Betrachtungen gemeint, die nach dem heutigen Sprachgebrauche als „Leichenpredigten“ ein gefürchtetes Schrecknis des Spieltische bilden. „Das Raisoniren, welches sich einige angewöhnt haben, wenn ein Spiel vorbey ist, will mir auch nicht gefallen: denn bisweilen kan es mancher als eine Reprimande aufnehmen und sich darüber moquiren: Wenn die Herren vom Rathhause kommen sind sie am klügsten. Aber vorher weiß es keiner besser als der andere. Sa! fängt etwa einer an, wenn Monsieur Ledel hätte Schellen gegeben und Herr Kiepel hätte gestochen, so möchte ich es wohl gewonnen haben. Sa freilich! Si nisi non esset, multa essent. Und also kan nicht sehn, zu was das Raisoniren helfe, denn es kömmt meistens auf ein wenn an. Kurz wer spielen will, spiele mit den Händen, nicht mit dem Maule, so ist aller Streit gehoben.“ Im Spiel mit Höhergestellten hat man sich möglicher Liebenswürdigkeit zu befleißigen. „Wir müssen uns überall bemühen — so lautet der auch für Spieler sehr nützliche Grundsatz dieses Komplimentirjahrhunderts —, vornehmen Leuten eine Flatterie zu machen, sintemal uns solches in beliebte Gräce sezet.“ Absichtlich so zu spielen, daß man verliert, gilt auch dem galanten Ethiker als verkehrt und lächerlich. Andauerndes Spielunglück trägt man mit Würde; wird es zu toll, so ist es gestattet, sich mit höflicher Bezeigung vom Spieltische zu empfehlen. Hat man wenigstens den Trost, eine Dame durch seinen Verlust glücklich gemacht zu haben, so kann man mit folgendem Kompliment den ehrenvollen Rückzug antreten. „Weil denn Mademoiselle Geschicklichkeit im Spielen so groß, daß ich mich billig nicht hätte unterstehen sollen, mit Ihnen anzubinden, Als sage vor so hohe genossene Ehre in verbundenstem Gehorsam unterthänigen Dank und recommandire mich zu geneigtesten Andenken.“

Indem so das L'Hombrespield zur Schule der Selbstbeherrschung wurde, hatte es den Höhepunkt gesellschaftlicher Vollkommenheit erreicht. Seine Herrlichkeit ist denn auch bis in unsre Tage herein in Ansehn geblieben, ehe die Massenverbreitung des Skates, in dessen Zeichen unser Zeitalter steht, ihm den Todesstoß versetzte. Eins hat sich aber schon im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts geändert: das Spiel hörte allmählich auf, die große Angelegenheit weiblicher Herzen zu bilden. Damit verliert es aber für die historische Betrachtung, die gerade darin ein charakteristisches Merkmal der Rokokokultur erblicken mußte, den Reiz. Möchte es auch in den Kreisen der

Männer noch die eifrigsten Verehrer finden und manches neue Reiz treiben, die Zeit seines höchsten Glanzes war doch vorüber. Die Liebe zum L'Hombre, deren Kraft, wie Pope\*) sungen konnte, bei den in lustige Geister verwandelten Schönen den Tod überdauerte, wird langsam kühler. Andre und tiefere Neigungen nehmen ihm in den Herzen der Frauen seine begünstigte Stellung, mehr und mehr schwindet sein Einfluß auf das gesellige Leben. Es ist ein erfreuliches Zeichen. Das Leben der Frauen wird reicher, die gesuchte Zierlichkeit macht der Natürlichkeit und Empfindsamkeit Platz. Die erwachende Dichtung findet in den Seelen einen mächtigen Wiederhall. Man begeistert sich für Tugend und Unschuld, schwärmt für Pamela und Klarissa, Klopstocks Oden locken Thränen ins Auge, und an die Stelle tändelnder Gesänge treten

empfundene Lieder von Stolberg,  
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jakobi.

Damit war auch der Zauber des L'Hombre für die weiblichen Gemüter gebrochen.



## Litteratur

Unterricht im Christentum. Von Professor Lic. theol. W. Bornemann, geistlichem Inspektor am Kloster u. L. Fr. zu Magdeburg. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1891

Der Verfasser hat sein Werk „in Dankbarkeit und Treue“ seinem Lehrer Ad. Harnack in Berlin gewidmet und zeigt hierdurch und durch den Inhalt des Buches selbst, daß er zu Albrecht Ritschls Anhängern gehört, ohne gerade in allem des Meisters Anschauungen zu teilen. Das Werk ist zunächst für Religionslehrer an höhern Schulen, besonders für den Kursus in der Prima bestimmt und kann auch nach des Verfassers Meinung den Primanern in die Hand gegeben werden. Das letztere wird sich wohl selten empfehlen; es ist dafür zu schwer, selbst wenn man sich vorbehält, eine Auswahl zu treffen. Dagegen werden unter den suchenden Laien manche sein, die sich mit großem Nutzen durch das eigentümliche Buch durcharbeiten. Denn es behandelt in der That den biblischen Stoff mit steter Beziehung

\*) The Rape of the Lock, Canto I:

Think not, when woman's transient breath is fled;  
That all her vanities at once are dead:  
Succeeding vanities she still regards,  
And though she plays no more, o'erlooks the cards.  
Her joy in gilded chariots, when alive,  
And love of ombre, after death survive.